

J. R. WARD
FALLEN ANGELS

Die Ankunft

J. R. WARD

FALLEN ANGELS

Die Ankunft

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Finke

HEYNE <

Titel der amerikanischen Originalausgabe
COVET – A NOVEL OF THE FALLEN ANGELS



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

2. Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe 3/2010

Redaktion: Julia Abrahams

Copyright © 2009 by Jessica Bird

Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe

und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Autorenfoto: John Rott

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2010

ISBN 978-3-453-26664-3

www.heyne-magische-bestseller.de

Für unseren Theo

Prolog

A large, intricate, light gray decorative flourish with swirling, scroll-like patterns that extends horizontally across the page, partially overlapping the title and the first paragraph.

Dämon war so ein hässliches Wort.

Und so verdammt retro. Die Leute hörten *Dämon* und sahen sofort ein Hieronymus-Bosch-Tohuwabohu vor sich oder – noch schlimmer – diesen bescheuerten Dante-Infernoquatsch. Ehrlich. Flammen und gemartete Seelen, und alle sind am Heulen und Wehklagen.

Okay, die Hölle war schon einigermaßen kuschelig. Und wenn es dort einen Hofmaler gegeben hätte, dann wäre Bosch bestimmt ganz vorne mit dabei gewesen.

Aber darum ging es nicht. Der *Dämon* sah sich selbst eigentlich eher als Trainer des Freien Willens. Effektiver, moderner. Sozusagen das Wort zum Freitag.

Es ging ausschließlich um Einfluss.

Denn die Sache lag folgendermaßen: Die Beschaffenheit der Seele war dem menschlichen Körper mit seinen verschiedenen Bestandteilen nicht unähnlich. Die fleischliche Gestalt verfügte über eine Reihe verkümmerter Organe wie den Blinddarm, die Weisheitszähne und das Steißbein, die allesamt im besten Falle überflüssig, im schlimmsten aber in der Lage waren, das Funktionieren des großen Ganzen zu gefährden.

Genauso stand es mit der Seele. Auch sie schleppte nutzlosen Ballast mit sich herum, der ihre volle Leistungskraft beeinträchtigte. Nervige, scheinheilige, lose herumbaumelnde Schnipsel wie ein Blinddarm, der nur auf seine Entzündung wartet. Glau-

be und Hoffnung und Liebe ... Besonnenheit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Standhaftigkeit ... dieser ganze unnütze Müll verstopfte das Herz mit zu viel Moral und stand dem angeborenen Wunsch der Seele nach Boshaftigkeit im Weg.

Die Aufgabe eines Dämons lag darin, den Leuten dabei zur Seite zu stehen, ihre innere Wahrheit erkennen und ausleben zu können, ohne von diesem ganzen Blödsinn vernebelt zu werden, der die Menschheit ablenkt. Solange alle ihrem innersten Kern treu blieben, liefen die Dinge praktisch von allein in die richtige Richtung.

Und in letzter Zeit hatte das mehr oder weniger auch funktioniert. Bei all den Kriegen auf der Welt und dem Verbrechen und der Umweltverschmutzung und dieser Finanzkloake namens Wall Street und den sozialen Ungleichheiten allerorten war die Lage so weit in Ordnung.

Aber das reichte nicht aus, und die Zeit wurde knapp.

Um einen Vergleich aus dem Sport zu bemühen – die Erde war das Spielfeld, und das Football-Match lief bereits seit Errichtung des Stadions. Die Dämonen waren die Heimmannschaft. Das Gastteam bestand aus Engeln, welche die Werbetrommel für diese Chimäre des Glücks rührten: den Himmel.

Dessen Hofmaler Thomas »Kitsch« Kincaid war, bei allem, was recht ist.

Jede Seele war quasi ein Quarterback auf dem Spielfeld, ein Teilnehmer am universalen Kampf Gut gegen Böse, und der Spielstand reflektierte den relativen moralischen Wert ihrer Taten auf Erden. Die Geburt war der Anstoß, und abgepfiffen wurde mit dem Tod – woraufhin das Ergebnis der einzelnen Seele zu der großen Strichliste hinzugefügt wurde. Die Trainer mussten an der Seitenlinie bleiben, durften aber unterschiedliche Mannschaften zu dem jeweiligen Menschen aufs Feld schicken, um den Verlauf der Dinge zu beeinflussen – und sie durften

Auszeiten nehmen, um den Spieler zu motivieren und auf Kurs zu bringen.

Landläufig auch bekannt als Nahtoderfahrung.

Und genau hier lag das Problem. Wie ein Zuschauer, der ein Herbstspiel von einem kalten Plastiksitz aus verfolgte, mit zu vielen Hotdogs im Bauch und einem Parolenskandierer genau neben dem Ohr, schielte der Schöpfer längst heimlich zum nächstgelegenen Ausgang aus dem Stadion hinüber.

Zu viele Ballverluste. Zu viele Auszeiten. Zu viele Gleichstände, die zu viele unentschiedene Verlängerungen zur Folge hatten. Was einst als fesselnder Wettbewerb begann, hatte mittlerweile sichtlich an Reiz verloren, und die Mannschaften hatten ein Ultimatum gesetzt bekommen: Macht den Deckel drauf, Jungs.

Beide Seiten mussten sich also auf einen speziellen Spielmacher einigen. Auf einen Quarterback und sieben Spielzüge.

Statt einem endlosen Aufmarsch von Menschen blieben noch sieben Seelen im Ringen um Gut und Böse ... sieben Chancen, um festzustellen, ob die Menschheit gut oder schlecht war. Ein Unentschieden war nicht zulässig, und es ging um ... alles. Falls das Dämonenteam gewann, durfte es das Stadion und alle Spieler behalten, die es jemals gab oder geben würde. Und die Engel wurden auf ewig zu ihren Sklaven.

Dagegen war das Foltern menschlicher Sünder eine total öde Veranstaltung.

Sollten die Engel gewinnen, würde die gesamte Erde zu einem einzigen gigantischen Heiligabend werden, überrollt von einer alles umfassenden, erstickenden Woge von Glück und Wärme und Friede, Freude, Eierkuchen. In diesem abscheulichen Szenario würden die Dämonen vollkommen verschwinden, nicht nur aus dem Universum, sondern auch aus den Herzen und Köpfen der Menschheit.

Wobei – in Anbetracht des ganzen Trali-Tralas und Frohlockens war das noch das beste vorstellbare Ergebnis. Knapp vor der Vorstellung, wiederholt mit einem Essstäbchen ins Auge gestochen zu werden.

Die Dämonen hassten es zu verlieren. Das stand einfach nicht zur Debatte. Sieben Chancen waren nicht gerade viel, und das Gastteam der Engel hatte den metaphorischen Münzwurf gewonnen – das hieß, sie durften von sich aus auf den Quarterback zugehen, der die sieben »Bälle« spielen würde.

Ach, genau ... der Quarterback. Wenig überraschend hatte diese Schlüsselposition zu ausgedehnten und hitzigen Diskussionen geführt. Am Ende jedoch war einer ausgewählt worden, einer, den beide Seiten akzeptabel fanden ... einer, von dem beide Trainer erwarteten, er werde das Spiel gemäß ihren Werten und Zielen herumreißen.

Der arme Narr hatte keinen Schimmer, worauf er sich eingelassen hatte.

Allerdings waren die Dämonen nicht bereit, eine solch gewaltige Verantwortung auf die Schultern eines Menschen zu laden. Der freie Wille war immerhin formbar – was ja genau die Grundlage des ganzen Spiels darstellte.

Also schickten sie noch jemanden als Spieler mit aufs Feld. Das verstieß selbstverständlich gegen die Regeln, entsprach aber ihrem Wesen – und war außerdem etwas, wozu ihre Gegner nicht imstande waren.

Denn das war der entscheidende Vorteil, den die Heimmannschaft besaß: Das einzige Gute an den Engeln war, dass sie nie über den Rand rausmalten.

Das durften sie nicht.

Diese blöden Trottel.

Eins

A large, ornate, grey decorative flourish with swirling lines and leaf-like motifs, extending from the left side of the page across the top and down towards the middle.

»Die steht auf dich.«

Jim Heron hob den Blick von seinem Budweiser. Am anderen Ende des überfüllten, schummrigen Clubs, zwischen schwarz gekleideten, mit Ketten behängten Leibern, durch die dicke Luft von Sex und Verzweiflung hindurch, sah er die fragliche »Sie«.

Eine Frau in einem blauen Kleid stand unter einer der wenigen Deckenlampen des Iron Mask. Goldener Schein ergoss sich über ihr Brooke-Shields-braunes Haar, ihre Elfenbeinhaut und den Wahnsinnkörper. Sie war eine Erscheinung, ein strahlender Farbtupfer inmitten all der traurigen neo-viktorianischen Selbstmordkandidaten, schön wie ein Model, leuchtend wie eine Heilige.

Und sie starrte ihn tatsächlich an, obwohl Jim bezweifelte, dass sie wirklich auf ihn stand: Ihre Augen lagen tief im Schädel, was bedeutete, dass das darin funkelnde Begehren, welches seine Lungentätigkeit zum Stillstand brachte, auch einfach nur ein Nebeneffekt ihrer speziellen Kopfform sein könnte.

Oder wer weiß – vielleicht fragte sie sich schlicht und ergreifend, was sie eigentlich in diesem Laden verloren hatte. Womit sie schon zwei wären.

»Ich sag dir, die Frau steht auf dich, Alter.«

Jim warf Mr Superkuppler einen Seitenblick zu. Adrian Vo-

gel war der Grund, warum er hier gelandet war, und das Iron Mask war definitiv Ads Baustelle: Er war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet und an Stellen gepierct, in deren Nähe die meisten Menschen freiwillig keine Nadeln lassen würden.

»Ach was.« Jim nahm noch einen Schluck Bier. »Ich bin nicht ihr Typ.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weiß ich eben.«

»Du bist ein Idiot.« Adrian fuhr sich mit einer Hand durch die schwarze Haarflut auf seinem Kopf, und die Strähnen legten sich sofort wieder brav in ihre Ursprungsposition, als wären sie gut dressiert. Hätte er nicht auf dem Bau gearbeitet und ein Mundwerk wie ein Matrose gehabt – man hätte ihn verdächtigen können, in der Frauenkosmetikabteilung zu wildern.

Eddie Blackhawk, der Dritte im Bunde, schüttelte den Kopf. »Nur weil er kein Interesse hat, ist er doch noch kein Idiot.«

»Sagst du.«

»Leben und leben lassen, Adrian. Das ist besser für alle.«

Eddie war mehr Biker als Goth, in seiner Jeans und den schweren Stiefeln wirkte er auf der Samtcouch ungefähr so fehl am Platze wie Jim; wobei er durch sein Kleiderschrankformat und diese eigenartigen rotbraunen Augen vermutlich nirgendwohin passte, außer vielleicht zu einem Trupp Proficatcher. Obwohl er seine Haare zu einem langen Zopf geflochten trug, veralberte ihn niemand auf der Baustelle, nicht einmal diese Dumpfbacken von Dachdeckern, die die größte Klappe von allen hatten.

»Also Jim, du bist ja auch nicht gerade gesprächig.« Adrian suchte die Menge ab, zweifellos auf der Suche nach einem blauen Kleid für sich selbst. Nachdem er die Tänzerinnen, die sich in Eisenkäfigen räkelten, eingehend betrachtet hatte, winkte er der Kellnerin. »Und nachdem ich jetzt einen Monat mit dir zu-

sammengearbeitet habe, weiß ich, dass es nicht daran liegt, dass du dumm bist.«

»Ich hab eben nicht viel zu sagen.«

»Daran gibt's ja an sich nichts auszusetzen«, brummelte Eddie.

Genau deshalb mochte Jim Eddie lieber. Der Bursche war ein weiteres Mitglied des Männervereins der Schweigsamen, er hätte nie ein Wort bemüht, wenn ein Nicken oder Kopfschütteln die Botschaft auch rüberbrachte. Wie er sich so gut mit Adrian angefreundet hatte, dessen Mundwerk keinen Leerlauf besaß, war ein Rätsel.

Und wie er mit dem Kerl sogar zusammenwohnen konnte, absolut unerklärlich.

Egal. Jim hatte nicht die Absicht, das Wie, Wo und Warum zu klären. Das war nicht persönlich gemeint. Die beiden waren sogar im Prinzip genau die Sorte trockene Klugscheißer, mit denen er zu einer anderen Zeit, auf einem anderen Planeten befreundet gewesen wäre. Aber hier und jetzt ging ihn ihr Mist nichts an, und er war nur mit ihnen ausgegangen, weil Adrian damit gedroht hatte, so lange zu nerven, bis er sich anschloss.

Letztlich lebte Jim nach dem Kodex der Einzelgänger und erwartete von anderen Leuten, dass sie ihn in Ruhe den einsamen Wolf spielen ließen. Seit dem Ende seiner Armeezeit vagabundierte er – in Caldwell war er nur, weil er hier zufällig das Auto angehalten hatte. Und sobald das Bauprojekt, an dem sie alle arbeiteten, abgeschlossen war, würde er sich auch wieder auf die Socken machen.

Tatsache war: In Anbetracht seines alten Chefs war es besser, immer in Bewegung zu bleiben. Es war nicht abzusehen, wann der nächste »Spezialauftrag« anstand und Jim wieder eingespannt wurde.

Jim trank sein Bier und dachte sich, wie gut es doch war, dass er nur seine Klamotten, seinen Pick-up und die kaputte Harley besaß. Klar, er hatte nicht gerade viel vorzuweisen für neun- unddreißig ...

Ach du Scheiße ... Er hatte das Datum vergessen.

Er war jetzt vierzig. Heute hatte er Geburtstag.

»Das will ich jetzt aber schon wissen.« Adrian beugte sich vor. »Hast du eine Frau, Jim? Lässt du deshalb das blaue Kleid sausen? Ich meine, mal ehrlich, die ist superscharf.«

»Gutes Aussehen allein bringt's nicht.«

»Aber stören tut es auch nicht.«

Die Kellnerin erschien, und während die anderen eine weitere Runde bestellten, riskierte Jim einen schnellen Blick auf die Frau, um die es ging.

Sie wandte den Blick nicht ab. Zuckte nicht einmal mit der Wimper. Leckte sich einfach langsam über die roten Lippen, als hätte sie nur darauf gewartet, dass er wieder Blickkontakt herstellte.

Jim konzentrierte sich auf seine leere Bierflasche und rutschte auf dem Sitz herum. Er kam sich vor, als hätte ihm jemand glühende Kohlen in die Unterhose gesteckt. Es war lange, lange her bei ihm. Keine Durststrecke, nein, nicht einmal eine Dürreperiode. Eher schon die Sahara.

Und wer hätte das gedacht – sein Körper war durchaus willens, diese reine Handbetriebsphase zu beenden.

»Du solltest mal rübergehen«, sagte Adrian. »Dich vorstellen.«

»Mir geht's hier prima.«

»Dann muss ich möglicherweise meine Einschätzung deiner Intelligenz noch mal überdenken.« Adrian trommelte mit den Fingern auf den Tisch, sein schwerer Silberring blitzte. »Oder zumindest die deines Sexualtriebs.«

»Bitte, tu dir keinen Zwang an.«

Adrian verdrehte die Augen, er schien eindeutig zu kapieren, dass Jim in Bezug auf das blaue Kleid nicht mit sich verhandeln ließ. »Ist ja gut, ich hör ja schon auf.«

Er ließ sich gegen die Lehne fallen, so dass er und Eddie jetzt beide in selber Pose auf dem Sofa lümmelten. Wie zu erwarten, konnte er nicht lange den Mund halten. »Habt ihr von der Schießerei gehört?«

Jim runzelte die Stirn. »Gab es etwa noch eine?«

»Mhm. Unten am Fluss wurde eine Leiche gefunden.«

»Irgendwie tauchen die gern mal dort auf.«

»Was wird nur aus dieser Welt«, sinnierte Adrian und kippte den letzten Schluck von seinem Bier hinunter.

»Die war schon immer so.«

»Glaubst du?«

Jim lehnte sich zurück, als die Kellnerin den Nachschub vor den Jungs abstellte. »Nein, das weiß ich.«

»Deinde, ego te absolvo a peccatis tuis in nomine Patris, et Filii et Spiritus Sancti ...«

Marie-Terese Boudreau hob den Blick zum Gitterfenster des Beichtstuhls. Das Gesicht des Priesters jenseits des Sichtschutzes war zur Seite gewandt und lag im Schatten, dennoch wusste sie, wer er war. Und er kannte sie.

Daher wusste er auch nur zu gut, was sie tat und warum sie mindestens einmal pro Woche zur Beichte gehen musste.

»Geh, mein Kind. Gehab dich wohl.«

Als er die Klappe zwischen ihnen beiden schloss, überkam sie eine Panikattacke. In diesen stillen Momenten, wenn sie ihre Sünden offenlegte, wurde die entwürdigende Lage, in der sie gestrandet war, enthüllt; die Worte, die sie sprach, warfen ein helles Licht auf die entsetzlichen Dinge, die sie nachts tat.

Die hässlichen Bilder brauchten immer eine Weile, um wieder zu verblassen. Doch das Gefühl des Erstickens würde sich noch verschlimmern, wenn sie von hier weg und zu ihrem nächsten Bestimmungsort fuhr.

Sie ließ die Perlen und Glieder ihres Rosenkranzes in die Jackentasche gleiten und hob ihre Tasche vom Fußboden auf. Schritte rechts vor dem Beichtstuhl hielten sie vom Aufstehen ab. Da sie sich in ihrer Arbeit schon so entblößen musste, zog sie es an allen anderen Orten vor, unbemerkt zu bleiben.

Zudem hatte sie noch weitere Gründe, sich unauffällig zu verhalten, von denen nicht alle mit ihrer »Arbeit« zu tun hatten.

Als das Geräusch schwerer Ledersohlen wieder verklungen war, zog sie den roten Samtvorhang auf und trat hinaus.

Die St.-Patrick's-Kathedrale von Caldwell war nur etwa halb so groß wie die in Manhattan, aber es reichte dennoch aus, um Ehrfurcht selbst in weniger streng Gläubigen hervorzurufen. Mit ihren gotischen Bögen, die an Engelsflügel gemahnten, und einer hohen Decke, die nur Zentimeter vom Himmel entfernt schien, fühlte sich Marie-Terese zugleich unwürdig und dankbar, unter diesem Dach verweilen zu dürfen.

Sie liebte den Geruch hier drinnen. Von Bienenwachs und Zitrone und Weihrauch. Herrlich.

An den Altären der Heiligen vorbei wand sie ihren Weg immer wieder um das Gerüst herum, das errichtet worden war, um die Mosaiken des Fenstergadens zu reinigen. Wie immer beruhigten sie die flackernden Votivkerzen und die gedämpften Scheinwerfer, die auf die reglosen Statuen gerichtet waren, und erinnerten sie daran, dass am Ende des irdischen Lebens ein immerwährender Friede wartete.

Vorausgesetzt, man kam an der Himmelspforte vorbei.

Die Seitentüren der Kirche waren nach achtzehn Uhr geschlossen, und wie üblich musste sie durch den Haupteingang

gehen – was ihr wie eine Vergeudung der Pracht des majestätischen Portals vorkam. Die geschnitzten Flügel der Tür waren weit besser geeignet, die Hunderte von Leuten willkommen zu heißen, die jeden Sonntag zur Messe kamen ... oder die Gäste feierlicher Trauungen ... oder die tugendhaften Gläubigen.

Nein, sie war mehr der Typ Seiteneingang.

Zumindest war sie das jetzt.

Gerade, als sie ihr gesamtes Gewicht gegen das dicke Holz stemmte, hörte sie ein Flüstern ihres Namens und warf einen Blick zurück über die Schulter.

Da war niemand, soweit sie erkennen konnte. Es waren nicht einmal mehr Betende in den Bankreihen zu sehen.

»Hallo?«, rief sie laut, ihre Stimme hallte durch die Kirche.
»Pater?«

Als keine Antwort erklang, kroch ihr ein kalter Schauer über den Rücken, und mit einem raschen Stoß warf sie sich gegen den linken Türflügel und rannte in die kalte Aprilmacht hinaus.

Den Kragen ihrer Wolljacke fest umklammernd, lief sie schnell weiter, ihre flachen Sohlen machten *klack, klack, klack* auf den Steinstufen und dem Bürgersteig, während sie zu ihrem Auto eilte. Sobald sie im Wagen saß, sperrte sie sämtliche Türen ab.

Keuchend sah sie sich um. Schatten kräuselten sich unter kahlen Bäumen auf dem Boden, und der Mond kam hinter dünnen Wolkenfetzen zum Vorschein. In den Häusern gegenüber bewegten sich Menschen hinter den Fenstern. Ein Kombi fuhr langsam vorbei.

Da war kein Verfolger, kein Mann in schwarzer Sturmhaube, kein lauernder Angreifer. Nichts.

Sie riss sich zusammen, überredete ihren Toyota anzuspringen und umklammerte fest das Lenkrad.

Nachdem sie in den Rückspiegel gesehen hatte, fädelt sie sich in den Verkehr Richtung Innenstadt ein. Das Licht der Stra-

ßenlaternen und der entgegenkommenden Autos blendete sie, flutete das Innere des Camrys und beleuchtete die schwarze Reisetasche auf dem Beifahrersitz. Darin befand sich ihre grauenhafte Uniform, und sobald sie einen Ausweg aus diesem Alptraum gefunden hätte, würde sie das Zeug verbrennen, zusammen mit dem, was sie im vergangenen Jahr jeden Abend am Körper getragen hatte.

Das Iron Mask war ihr zweiter »Arbeitsplatz«. Der erste war vor vier Monaten hochgegangen. Wortwörtlich.

Sie konnte nicht fassen, dass sie immer noch im Geschäft war. Jedes Mal, wenn sie die schwarze Tasche packte, hatte sie das Gefühl, in einen bösen Traum zurückgesaugt zu werden, und sie war nicht sicher, ob das Beichten es besser oder schlimmer machte. Manchmal kam es ihr vor, als wühlte sie nur Sachen auf, die besser begraben blieben, aber das Bedürfnis nach Vergebung war einfach zu stark, sie kam nicht dagegen an.

Sobald sie auf der Trade Street war, kam sie an den dicht gedrängten Clubs, Bars und Tattooläden vorbei, die Caldwells Ausgehmeile darstellten. Das Iron Mask lag am hinteren Ende, und jede Nacht war dort die Hölle los. Endlose Schlangen von Möchtegern-Zombies schoben und drängelten sich vor der Tür. Marie-Terese bog in eine Seitenstraße ab, holperte über die Schlaglöcher an den Mülltonnen vorbei und erreichte den Parkplatz.

Der Camry passte genau in eine Lücke an der Backsteinmauer, auf der »Nur für Personal« stand.

Trez Latimer, der Betreiber des Clubs, bestand darauf, dass alle Frauen, die für ihn arbeiteten, die dem Hinterausgang am nächsten liegenden Stellplätze benutzten. Er kümmerte sich genauso gut um seine Angestellten, wie der Reverend es getan hatte, und sie alle wussten das zu schätzen. Caldwell hatte seine zwielichtigen Gegenden, und das Iron Mask lag genau mitdrin.

Marie-Terese stieg aus, ihre Tasche in der Hand, und sah nach oben. Die hellen Lichter der Stadt trübten die wenigen Sterne, die zwischen den Wolkenfetzen hervorblitzten, und der Himmel schien noch weiter entfernt, als er tatsächlich war.

Sie schloss die Augen, nahm einige lange, tiefe Atemzüge und zog den Kragen ihrer Jacke hoch. In dem Moment, in dem sie den Club betrat, würde sie in den Körper und den Geist einer anderen schlüpfen. Einer Frau, die sie nicht kannte und an die sie sich in Zukunft nicht gern erinnern würde. Die sie anwiderete. Die sie verachtete.

Ein letzter Atemzug.

Unmittelbar bevor sie die Lider hob, flackerte die Panik wieder auf. Trotz der Kälte brach ihr der Schweiß unter den Kleidern und auf der Stirn aus. Ihr Herz schlug so heftig, als würde sie vor einem Straßenräuber fliehen, sie fragte sich, wie viele solche Nächte sie noch überstehen könnte. Mit jeder Woche schien die Angst schlimmer zu werden, eine Lawine, die an Fahrt gewann, sich über sie hinwegwälzte und sie mit eisigem Gewicht zudeckte.

Doch sie konnte nicht aufhören. Sie zahlte immer noch Schulden ab ... manche davon waren finanzieller Natur, andere ihrem Gefühl nach existenziell. Bis sie zurück an ihrem Ausgangspunkt war, musste sie bleiben, wo sie nicht sein wollte.

Außerdem sagte sie sich, dass sie die lähmende Angst gar nicht *nicht* erleben wollte; es bedeutete, dass sie sich den Umständen noch nicht vollständig ergeben hatte und dass wenigstens ein Teil ihres wahren Ichs noch am Leben war.

Nicht mehr lange, betonte eine leise Stimme.

Die Hintertür des Clubs schwang auf, und eine deutliche Stimme sagte auf ganz wundervolle Art und Weise: »Alles in Ordnung, Marie-Terese?«

Sie schlug die Augen auf, setzte ihre Maske auf und schlen-

derte mit ruhiger Entschlossenheit auf ihren Chef zu. Zweifellos hatte Trez sie auf der Überwachungskamera gesehen. Es gab ja auch weiß Gott genug davon hier.

»Mir geht's gut, Trez, danke.«

Er hielt ihr die Tür auf, und als sie an ihm vorbeiging, musterten sie seine dunklen Augen. Mit seiner kaffeefarbenen Haut und einem Gesicht, das durch schlanke Züge und perfekt ausgewogene Lippen äthiopisch wirkte, war Trez Latimer ein echter Hingucker – wobei das Attraktivste an ihm seine Umgangsformen waren, soweit es Marie-Terese betraf. Der Kerl war galant bis in die Zehenspitzen.

Verärgern sollte man ihn allerdings nicht.

»Das machst du jeden Abend«, sagte er nun, während er die Tür hinter ihnen beiden schloss und den schweren Riegel vorlegte. »Du stehst neben deinem Auto und schaust in den Himmel. Jeden Abend.«

»Wirklich?«

»Belästigt dich jemand?«

»Nein, aber wenn es so wäre, würde ich dir Bescheid geben.«

»Hast du etwas auf dem Herzen?«

»Nein. Alles in Ordnung.«

Trez wirkte nicht gerade überzeugt, als er sie zum Umkleide-
raum begleitete und an der Tür stehen blieb. »Du weißt, ich bin
immer für dich da, und du kannst jederzeit mit mir reden.«

»Das weiß ich. Und danke.«

Er legte sich die Hand aufs Herz und machte eine kleine Verbeugung. »Gern geschehen. Pass gut auf dich auf.«

Der Umkleideraum war gesäumt von hohen Metallspinden, hin und wieder unterbrochen von Bänken, die am Boden festgeschraubt waren. Gegenüber von der Tür hing ein gigantischer, beleuchteter Spiegel. Die zwei Meter lange Ablage darunter war übersät von Schminkutensilien, überall flogen Haarteile

und knappe Kleidchen und hochhackige Schuhe herum. Es roch nach Mädchenschweiß und Shampoo.

Wie üblich hatte Marie-Terese alles ganz für sich allein. Sie kam immer als Erste und ging auch als Erste, und nun, da sie sich im Arbeitsmodus befand, gab es auch kein Zögern mehr, keinen Schluckauf im gewohnten Ablauf.

Jacke in den Spind hängen. Schuhe aus. Gummiband aus dem Haar ziehen. Reisetasche aufreißen.

Ihre Jeans, der weiße Rolli und die marineblaue Fleecejacke wurden gegen ein Outfit getauscht, in dem sie sich nicht einmal tot im Karneval erwischen lassen wollte: Mikroskopisch kleiner Stretchrock, Neckholder-Top, dessen Rückenausschnitt bis unter den Rippenbogen hing, lange Seidenstrümpfe mit Spitzenrand am Oberschenkel und nuttige Stilettos, die ihre Zehen einquetschten.

Alles in Schwarz. Schwarz war das Markenzeichen des Iron Mask, ebenso wie es auch in dem anderen Club gewesen war.

Außerhalb der Arbeit trug sie nie Schwarz. Ungefähr einen Monat, nachdem sie in diesen Alptraum geraten war, hatte sie jeden Fitzel Kleidung weggeworfen, der auch nur eine Spur von Schwarz enthalten hatte – mit dem Ergebnis, dass sie sich extra etwas Neues kaufen musste, als sie einmal zu einer Beerdigung musste.

Vor dem beleuchteten Spiegel sprühte sie sich ein bisschen Haarspray in ihre üppige brünette Mähne und wühlte sich dann durch die Palette von Lidschatten und Rouge, wobei sie nur dunkle, glitzernde Farben wählte, die ungefähr so brav wirkten wie ein *Penthouse*-Cover. Dann spielte sie Ozzy Osbourne mit dem Kajalstift und klebte sich falsche Wimpern an.

Zuletzt holte sie noch aus ihrer Handtasche einen Lippenstift. Lippenstift teilte sie sich nie mit den anderen Mädels. Alle wurden einmal im Monat gründlich untersucht, aber sie ging

kein Risiko ein: Sie selbst konnte kontrollieren, was sie tat und wie gewissenhaft sie auf Sicherheit achtete. Die anderen Mädchen hatten vielleicht andere Standards.

Das rote Lipgloss schmeckte nach Plastikerdbeere, aber der Lippenstift war unverzichtbar. Kein Küssen. Niemals. Die meisten Männer wussten das sowieso, aber mit dieser Fettschicht erstickte sie jede Diskussion im Keim: Keiner von den Kerlen wollte, dass seine Frau oder Freundin erfuhr, was am »Männerabend« so getrieben wurde.

Sie weigerte sich, noch einen weiteren Blick auf ihr Spiegelbild zu werfen. Schnell stand sie auf und ging hinaus, um sich dem Lärm und den Menschen und der Arbeit zu stellen. Auf dem Weg durch den langen, halbdunklen Flur zum eigentlichen Club wurden die Bässe immer lauter, genau wie das Pochen ihres Herzens in ihren Ohren.

Vielleicht war das ein und dasselbe.

Am Ende des Ganges breitete sich der Club vor ihr aus, die dunkelvioletten Wände und der schwarze Fußboden und die blutrote Decke waren so dürrtig beleuchtet, dass man das Gefühl bekam, eine Höhle zu betreten. Die Atmosphäre war aufgeladen mit Versprechungen von perversen Sex, Frauen tanzten in von der Decke hängenden schmiedeeisernen Käfigen, Körper bewegten sich paarweise oder in Dreiergrüppchen zur psychedelischen, erotischen Musik, die schwer in der stickigen Luft hing.

Nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, nahm sie die anwesenden Männer in Augenschein, wobei sie ein Datenraster anwendete, von dem sie wünschte, sie hätte es sich nie angeeignet.

Man konnte die potenziellen Kandidaten nicht an ihren Klammern erkennen oder daran, mit wem sie hier waren oder ob sie einen Ehering trugen. Auch nicht an ihrer Blickrichtung,

denn alle Männer machten den Von-den-Brüsten-zur-Hüfte-Schwenk. Der Unterschied hinsichtlich der Erfolgsaussichten bestand darin, dass in manchen Blicken mehr als nur Gier lag: Während diese Männer mit den Augen einen Körper abtasteten, war der Akt ihrem Empfinden nach bereits vollzogen.

Das allerdings störte Marie-Terese nicht weiter. Nichts, was ein Mann mit ihr machen konnte, war schlimmer als das, was schon passiert war.

Und zwei Dinge wusste sie ganz genau: Irgendwann würde es drei Uhr sein. Und wie jeder Abend, und somit ihre Arbeit, ein Ende nahm, so würde auch diese Phase ihres Lebens nicht ewig dauern.

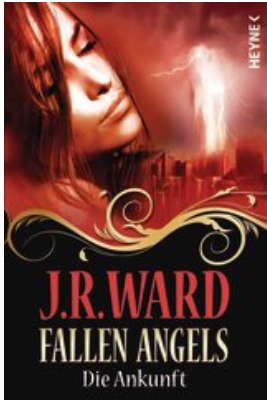
In ihren vernünftigeren, weniger depressiven Momenten sagte sie sich, dass sie diese harten Zeiten überstehen würde, so als hätte ihr Leben eine Grippe: Obwohl es schwer war, Hoffnung in die Zukunft zu haben, musste sie daran glauben, dass sie eines Tages aufwachen, ihr Gesicht der Sonne zuwenden und sich genüsslich recken würde; sie würde in dem Bewusstsein schwelgen, dass die Krankheit vorüber und ihre Gesundheit zurückgekehrt war.

Was natürlich voraussetzte, dass es wirklich nur eine Grippe war. Wenn das, was sie sich zumutete, eher wie Krebs war ... dann wäre vielleicht ein Teil von ihr für immer fort, auf ewig an die Krankheit verloren.

Marie-Terese brachte ihren Kopf zum Schweigen und marschierte voran in die Menge. Niemand hatte je behauptet, das Leben wäre lustig oder leicht oder auch nur fair, und manchmal tat man, um zu überleben, Dinge, die dem achtbaren Teil des eigenen Gehirns zutiefst und vollkommen unverständlich waren.

Aber im Leben gab es keine Abkürzungen, und man musste für seine Fehler bezahlen.

Immer.



J. R. Ward

Fallen Angels - Die Ankunft

Paperback, Klappenbroschur, 592 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-26664-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2010

Unwiderstehlich!

Seit Anbeginn der Zeit herrscht Krieg zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis. Nun wurde ein gefallener Engel dafür auserwählt, den Kampf ein für alle Mal zu entscheiden. Sein Auftrag: Er soll die Seelen von sieben Menschen erlösen. Sein Problem: Ein weiblicher Dämon macht ihm dabei die Hölle heiß ... Nach dem Bestseller-Erfolg "Black Dagger" kommen J. R. Wards "Fallen Angels" – atemberaubend düster und erotisch!

Zugegeben, Jim Heron ist weit vom Idealbild eines himmlischen Kriegers entfernt. Sünde ist für ihn ein ziemlich dehnbare Begriff, und Engel sind für ihn eine Biker-Gang oder Blondinen im Negligé. Das ändert sich jedoch schlagartig, als er zu einem "Gefallenen Engel" ernannt wird, der auf der Erde die letzte Schlacht gegen die Mächte der Finsternis schlagen muss. Dafür soll er sieben Menschen erlösen. Dass sein erster "Fall", ein skrupelloser Geschäftsmann, nicht nur seine Seele an die dunkle Seite verkauft hat, sondern sich auch noch in eine turbulente Affäre verwickelt, macht es für den Engel nicht einfacher. Und dann wird auch noch ein Dämon ausgesandt, um Jims Pläne zu vereiteln – eine weibliche Furie in hautengem Lederdress, mit heißen Kurven und einem Blick wie aus Feuer. Ob Jim will oder nicht, der finale Kampf zwischen Finsternis und Licht ist eröffnet ...



Der Titel im Katalog